Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 8

Artikel: Nochmals "Die vielsprachige Schweiz"
Autor: Boerlin, Gerhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-155767

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mitten in unserem Zeitalter gelegentlich überrascht werden und wenn wir manchen sonderbaren Erscheinungen der Gegenwart nicht ratlos gegenüberstehen wollen.

Nochmals „Die vielsprachige Schweiz".

Von **Gerhard Boerlin.**

Das von Hermann Weilenmann unter diesem Titel herausgegebene Buch lockt trotz der eingehenden Besprechung in unsern Heften durch Herrn Pfarrer Blocher, sich noch einmal damit auseinanderzusetzen.

Schon beim Titel und, nach anderer Richtung, beim Untertitel: eine Lösung des Nationalitätenproblems stockt man bei festerem Zugreifen: Wenn mit dem Titel nur gesagt werden soll, daß in der Schweiz verschiedene Sprachen gesprochen werden, so ist das nichts der Schweiz eigentümliches, weil es heute kaum einen Staat gibt, in dem das nicht zutrifft; selbst das so einheitlich erscheinende Frankreich hat Bevölkerungsgruppen, welche italienisch, baskisch, bretonisch, flämisch und nun vor allem auch deutsch sprechen und zwar mit steigendem Selbstbewußtsein. Wenn aber mit dem Titel angedeutet werden sollte, daß die Vielsprachigkeit eine Eigenschaft des „Schweizervolks" (S. 197) oder zur Seele der Eidgenossenschaft gehöre, wie es an einer anderen Stelle heißt (S. 226), so müssen dagegen schwere Bedenken ausgesprochen werden. Der gemeinsame Wille zum eigenen Staat, wie Weilenmann es gerade in der letzten Seite seines Buches sehr gut ausführt, hat mit der Sprache nichts zu schaffen, weil dieses Staatswesen eben nicht auf eine Vereinheitlichung aller Lebensgemeinschaften geht. Der gemeinsame Wille zielt auf eine politische Gemeinschaft, aber sonst gibt es kein anderes Land, wo in gedrängtestem Raum eine derartige Mannigfaltigkeit des Volkstums herrscht und gepflegt und gehegt wird, als bei uns. Und diese mannigfaltige Eigenart ist jeweilen nur auf dem Boden eines bestimmten Volkstums mit einheitlicher Sprache möglich. Die Bedeutung der Sprache für das Volkstum scheint mir vom Verfasser nicht richtig gewürdigt zu werden: als ob die Sprache nur ein Verständigungsmittel wäre, und nicht das Werkzeug zu den höchsten Erkenntnissen und Ausdruck der tiefsten Seelenempfindungen. Das ganze Buch schildert im wesentlichen den Geltungsbereich der Sprache im äußern staatlichen Leben, damit ist ihre Bedeutung für das Volkstum, als dessen edelste Schöpfung sie hinwiederum erscheint, doch kaum nur gestreift, geschweige denn erschöpft. Als Äußerung des Volkstums oder der Volkheit, wie Goethe den Ausdruck geprägt hat, betrachtet, sind die einzelnen Volksstämme der Schweiz aber — glücklicherweise — einsprachig. Es leben wahrhaftig nicht zwei oder gar drei Sprachen in ihrer Brust! Was als Mehrsprachigkeit sich kund gibt, ist nur die

Fähigkeit einer größeren oder kleinern Anzahl von Menschen, aber nicht einmal von Gruppen, geschweige von Gemeinwesen, sich in mehreren Sprachen auszudrücken und sie zu verstehen. Und es geht nicht an, das Schweizervolk als mehrsprachig zu bezeichnen, weil dieses Schweizervolk nur als staatliches Wesen, das schweizerische Volkstum aber aus einer Menge von Gemeinschaften besteht, die jede ihre eigene Artung besitzen, die gegenseitig auf sich einwirken mögen, aber der Quelle nach merkwürdig voneinander verschieden sind. Und darin liegt die Ursache unseres unvergleichlichen Reichtums auf dem Gebiete der Bauart, des Handwerkes, der Tracht, des Liedes, vor allem der Sprache und allem, was mit ihr zusammenhängt. „Wenn jemand — um noch einmal Goethe anzuführen — Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet, und nicht etwa, wie Scheidemünze und Papiergeld, nur zu schnellem augenblicklichem Verkehr," der wird bei Weilenmann nun eine Darstellung, wie sich die einzelnen Volksstämme zu ihrer Sprache nach dieser Richtung verhalten, suchen und vermissen. Zwar fehlt es nicht an Mitteilungen über den hohen Wert, welchen die Eidgenossen ihrer deutschen Sprache beimaßen, und es berührt nachdenklich, daß sie auf der Höhe ihrer politischen Macht auch am stolzesten auf ihre Sprache waren. Weilenmann schreibt manchmal ihr „Schweizerdeutsch", um ja den Eindruck zu vermeiden, als ob es etwa eine allgemeine, für ganz Oberdeutschland gültige deutsche Sprache gegeben habe. Nun wird wohl anzunehmen sein, daß der eidgenössische Sprecher vor den französischen Königen nicht seine eigentliche Mundart gebraucht, sondern eben ein feierliches Amtsdeutsch gesprochen habe; und kaum weicht die Kanzleisprache der alten Eidgenossenschaft erheblich von der eben im heiligen römischen Reiche deutscher Nation ab; jedenfalls fehlen die Zeugnisse, daß nach dieser Richtung eine bewußte Abgrenzung stattfand. Ganz einverstanden sind wir mit der Bemerkung des Verfassers, daß die Schlacht bei Leipzig den deutschen Staaten und ihrer Sprache neue Würde gab; der Niedergang in der Geltung der deutschen Sprache in der Schweiz nach dem Weltkrieg ist ja mit Händen zu greifen.

Auch in anderer Richtung wird die tiefere Bedeutung der Sprache nicht verkannt, so wenn es Seite 202 heißt, daß die Sprache für sich, weil sie auf beiden Seiten der Sprachgrenze die Bildung besonderer Ansichten begünstige, die Gestaltung des öffentlichen Willens wesentlich beeinflussen konnte. Also wird zugegeben, daß bei der Verschiedenheit der Volksstämme sogar der sonst so sehr und mit Recht hervorgehobene einheitliche politische Wille durch die von der Sprache abhängige verschiedene allgemeine Denkungsart wesentlich in Mitleidenschaft gezogen wird. Aber was folgt daraus? Soll nun der deutsche, welsche oder italienische Schweizer seine Muttersprache weniger pflegen, auf das Verbundensein mit allen Quellen dieses Sprachtums weniger bedacht sein? Sprachgemeinschaft ist nicht alles, aber viel und dennoch steht sie der nach Innen gerichteten staatlichen Gemeinschaft nicht im Wege. Freilich ist die Wertung der Sprache bei den verschiedenen

Stämmen ganz verschieden, am schwächsten heute bei den Deutschschweizern, von denen viele zu jedem Verzicht bereit sind, um einer vermeintlich größeren Einheit willen.

Im Untertitel ist Weilenmanns Buch bezeichnet als eine Lösung des Nationalitätenproblems. Auch das ist irreführend: die gleiche Berechtigung aller Sprachen, wenigstens der drei Hauptsprachen bei uns, ist das Ergebnis einer geschichtlichen und keineswegs geradlinigen Entwicklung; denn es gab immer wieder Ansätze, die eine Sprache zur Staatssprache zu machen, die einen Vorrang vor den andern hatte. Staatsrechtlich sind alle drei Sprachen gleichberechtigt, aber daß tatsächlich die italienische nicht das gleiche Gewicht hat wie die beiden andern, ist offensichtlich, ebenso daß die französische nach Außen eine stärkere Bedeutung erlangt hat, ebenfalls. Um nur ein kleines Beispiel anzuführen, so sind die Taxmarken der Konsulate nur mit französischem Aufdruck versehen: service consulaire, offenbar mit der Begründung, das sei die Sprache der Diplomatie und weil das Konsulatswesen sich so gerne zur Diplomatie zählt. In Belgien tragen diese Marken französischen und flämischen Aufdruck. Eine „Lösung" in dem Sinne, daß andere Staaten nach unserem Rezept auch handeln könnten, bietet Weilenmann nicht; es sei denn die moralische Lehre: seid verträglich, was als höchste Weisheit bekanntlich auch am schwersten zu befolgen ist. Die Verhältnisse liegen eben überall anders, am ähnlichsten noch in Belgien, aber sonst erblicken wir fast immer ein sogenanntes Staatsvolk, das nun darauf ausgeht, die andern schonungslos zu unterdrücken. Im Osten: in Tschechien, Polen, Serbien und Rumänien ist es das begreifliche Gefühl der Unterlegenheit, welche den herrschenden Stamm gegen die Deutschen erfüllt; denn die deutsche Sprache eröffnet ihren Angehörigen Zugänge zu geistigen Gütern und trotz aller Ereignisse zu einer räumlich ausgedehnten Geltung, welche dem Staatsvolke versagt wird. Wie ganz anders stand das verschrieene alte Österreich da: gewiß haben die verschiedenen Völker dort die Geltung ihrer Sprache im staatlichen Leben erkämpfen müssen, aber sie konnten es doch erringen, weil der früher herrschende deutsche Stamm nirgends auf Vernichtung der andern Volkstümer ausgegangen war. Daß wir in der Schweiz keinen Sprachenkampf haben, das ist wesentlich das Verdienst der deutschen Schweiz, die durch und durch duldsam und gerecht gesinnt, bis zur Schwäche, ist. Was ihr nicht als besonderes Verdienst anzurechnen ist, insofern es eben der politischen Einsicht entspringt, daß sie alles tun muß, um die Einigkeit zu erhalten, denn die Schweiz ist im Grunde ihr Werk und gegen seine eigene Schöpfung kann man eben nie in eine Opposition treten. Freiherr von Plener hat mit klugen Ausführungen in seinen Lebenserinnerungen dies für Österreich dargelegt. So ist es denn auch ganz verkehrt, die Haltung der deutschen Schweiz mit derjenigen der welschen während des Weltkrieges in eine Linie stellen zu wollen: es sind auf unserer Seite niemals derartige haßerfüllte Worte gegen das Welschtum überhaupt geschrieben worden, wie auf welscher Seite gegen alles Deutsche, das Deutsche in schweizerischer Prägung

inbegriffen. Man erinnere sich nun auch nur in der Sprachenfrage, welchen Aufruhr in der welschen Schweiz es gab, als es hieß, ein Dörflein des Jura sei in der amtlichen Karte mit einem deutschen statt einem französischen Namen eingezeichnet worden. Entsprechende Ausbrüche auf deutschschweizerischer Seite fehlen völlig, obwohl es an Anlässen nicht fehlen würde, z. B. angesichts der Bestrebungen der einen Kreisdirektion der Bundesbahnen.

Mithin ist das von Weilenmann gezeichnete Bild nicht ganz so glänzend; wie es denn an Überheblichkeiten auch sonst nicht fehlt, etwas viel von Freiheit und demokratischem Geist die Rede ist; jene besitzen und besaßen zu allen Zeiten andere Völker auch, dieser ist eine nebelhafte Größe, die zudem leider jahrhundertelang bei uns geschlafen hat. Viel richtiger ist es, von der eigentümlichen Art zu sprechen, wie sich bei uns aus unserem Volkstum das staatliche Zusammensein gestaltet hat; denn warum die Berner ihre eigentümliche Mundart sprechen und nicht wie die Appenzeller z. B., das läßt sich einfach nicht weiter erklären als eben mit der Eigenart des Bernertums. Was soll es heißen, wenn gesagt wird, daß die Eidgenossen neben den andern Völkern und mehr als sie, die dem Lobe des Monarchen dienten, souverän nach eigenem Willen ihre Zukunft schufen (Seite 70)? Gemeint ist die Zeit der großen Kämpfe gegen Frankreich zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts. Damals lebten die andern Völker keineswegs dem Lobe des Monarchen, sondern diese Ausbildung der Monarchie erfolgte geraume Zeit später. Und was war denn das für eine souveräne Zukunft, etwa verglichen mit der Grundlegung zum englischen Weltreich um diese Zeit, die nach den italienischen Feldzügen und nach den Religionskriegen unter dem überwiegenden Einfluß von Frankreich bei uns einzog? Die glückliche innere Entwicklung der Eidgenossenschaft hat doch erst 1814/15 eingesetzt unter der bei einem ungefähren europäischen Gleichgewicht möglichen Neutralität. Nicht von den großen Händeln abgelenkt, konnte die ganze Kraft des Landes dem innern Aufbau gewidmet werden. Sicherlich ist er nicht damals im sechzehnten Jahrhundert begründet worden und jenen großen Kämpfen gutzuschreiben.

Sehr schön wäre es gewesen, wenn nun diese Polarität zwischen dem Willen zur Einheit nach Innen und den andern Betätigungen der Volksheit, wie sie gerade die Sprache ist, und welche einen regen Austausch mit den Sprachgenossen anderer staatlicher Gemeinschaften bedarf, gerade für das 19. Jahrhundert dargestellt worden wäre. Wobei unter Polarität das Auseinandertreten einer Kraft (Volksheit) in zwei entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeit verstanden sein soll. Ansätze dazu finden sich, wie gesagt worden ist, bei Weilenmann, wie denn überhaupt sein Buch eines der anregenstden ist, das seit langem über schweizerische Verhältnisse geschrieben worden ist. Und die gemachten Aussetzungen sollen nicht den Eindruck des Besserwissens hervorrufen, sondern rühren von einer andern Einstellung zur Sprache her, indem sie als wichtigste und höchste Äußerung eines

Volkstums anzusehen ist und ihre Pflege und Heilighaltung zu dessen Gesundheit im Ganzen gehört; von der Gesundheit der Volkstümer in der Schweiz aber die Schönheit und Tüchtigkeit des ganzen Landes auch in seiner staatlichen Erscheinung abhängt.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Nach den Nationalratswahlen. — Schweizerische Politik gegen die Überfremdung in Theorie und Praxis. — Es liegt System in der Sache.

Die Schlacht ist geschlagen! Blut ist keines geflossen. Um so mehr Tinte und Druckerschwärze. Wie erlösend ist doch jeweils der Augenblick, wenn endlich der letzte Zeitungsartikel, das letzte Flugblatt an dem des Wahltreibens überdrüssigen Auge vorbeigezogen und der Stimmzettel in sein Recht tritt. Ist es dieses Gefühl der Erleichterung, endlich wieder zu seiner Ruhe zu kommen, oder ist es ein stilles Bewußtsein der Bedeutung der Handlung, die dem Gang zur Urne immer wieder eine gewisse Feierlichkeit verleihen? So ordentlich, in Reihe formiert, ohne Drücken und Drängen, am Ort der Handlung selbst ehrfürchtig den Hut in der Hand, sieht man sonst den Bürger das ganze Jahr hindurch nicht, mit Ausnahme vielleicht in der Kirche, sofern man ihn dort überhaupt sieht. Wie gerne möchte man Bürgern von Staaten, in denen Volkswahl und Volksabstimmung erst jüngsten Datums sind und wo die Wahlhandlung oft zur Hauptsache in Verprügelung, ja Todschlag des Gegners, zum mindesten in der Ausübung wildesten Wahlterrors besteht, die Gelegenheit wünschen, einem solchen schweizerischen Wahlsonntag beizuwohnen. Wie viel Erziehungsarbeit am Volk, wie viel Selbsterziehung kommen da zum Ausdruck. Wie erzieherisch auf jeden einzelnen Angehörigen des Volkes wirkt die Wahlhandlung als solche, wie kann sie innere Spannungen lösen, wenn hier jeder dem angesammelten Ärger durch die Bekundung seines Willens Luft machen kann, wie sehr hebt sie das Selbstbewußtsein des Armen und Bedrückten, der Tag aus Tag ein mühselig seinem Lebensunterhalt nachgeht, aber hier als Gleicher neben seinem Brotherren den feierlichen Gang tun darf. Wie müßig ist doch der Streit der Schrift- und anderen Gelehrten, ob die Demokratie eine gute oder schlechte Form des Regierens, ob Demokratie etwas Aufrichtiges oder nur ein „Schwindel" sei. Demokratie ist eigentlich eine rein seelische, in der Sprache der Wissenschaft: psychologische Angelegenheit. Sehr oft wird mit demokratischen Methoden sehr schlecht regiert; besonders kann, was für kleine, von jedem Einzelnen noch überschaubare Verhältnisse gilt, nicht ohne weiteres auch für große Verhältnisse angewendet werden. Hier muß eben manchmal sehr autokratisch regiert und doch nach außen und vor dem Volk der Eindruck eines demokratischen Regiments gewahrt werden. Damit ist aber weder etwas für noch gegen die Demokratie gesagt. Nur mit einem muß jeder moderne Staatsmann rechnen: auf die Empfindungswelt des Einzelnen, und erst recht, wenn dieser der Massensuggestion einer Massenpartei untersteht, muß er Rücksicht nehmen, sei es auch nur durch die Wahl seiner Worte.

Für unsere schweizerische Demokratie möchte man wünschen, daß das Volk etwas weniger zur Urne aufgerufen würde. Das Wählen und Abstimmen wird ihm sonst zum Alltag und — es verleidet ihm auch und mit Recht. Jeden dritten, vierten Sonntag einen Stimmzettel einwerfen müssen, wobei man oft — oder vielleicht meist? — gar nicht weiß, um was es geht und einfach aus seiner Zeitung entnommen hat, wie man wählen oder stimmen soll, das ist